

*Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen,
und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei
noch Schmerz wird mehr sein;
denn das Erste ist vergangen.
Und der auf dem Thron saß, sprach:
Siehe, ich mache alles neu!*

Offenbarung 21,4-5





Kapitel 1

3. April 1865

Josephine Weatherly dachte, sie hätte die dunkelste Stunde dieses endlosen Krieges bereits erlebt, aber sie hatte sich geirrt. Jetzt war endgültig alle Hoffnung verloren. Zusammen mit ihrer Schwester kauerte sie am Fenster im Obergeschoss des Hauses, das ihrer Tante gehörte, und beobachtete den Rauch, der wie Gewitterwolken über Richmond in Virginia gen Himmel aufstieg. Wie konnte die Stadt, in der sie und ihre Familie Zuflucht gesucht hatten, derart im Terror, im Chaos versinken? Präsident Davis und die konföderierte Regierung flohen. Ein hungriger Mob zog plündernd durch die Innenstadt. Die Invasion des Feindes, die alle so lange gefürchtet hatten, stand unmittelbar bevor.

„Sollten wir nicht auch weggehen?“, fragte ihre Schwester Mary. „Alle anderen fliehen.“ Den ganzen Tag lang hatten sie Ströme von Flüchtlingen gesehen, die Richmond verließen, zusammen mit den Beamten der konföderierten Regierung und ihren Wagen und Karren und Schubkarren, auf denen sich ihr Haushalt türmte.

„Wo sollen wir denn hin?“, wandte Josephine mit einem Achselzucken ein. Der Hunger machte sie apathisch. Sie konnte den Blick nicht von dem Anblick der Stadt losreißen, die hinter den entfernten Baumwipfeln gerade noch zu sehen war.

„I-ich weiß nicht“, stammelte Mary, „aber ... ich meine ... sollten wir nicht den anderen folgen? Die Yankees kommen schließlich! Irgendjemand kennt bestimmt einen sicheren Ort, an dem wir uns verstecken können.“

Kein Ort ist sicher, wollte Josephine sagen, aber sie hielt den Mund, als sie die Angst in den Augen ihrer Schwester sah. Die sechzehnjährige

Mary hatte ihre Fingernägel und die Haut darum bereits so stark abgekaut, dass ihre Fingerspitzen ganz wund waren. „Hör damit auf“, sagte Josephine und zog Mary die Hand vom Mund weg.

„Tut mir leid ... ich kann nicht anders! Ich habe solche Angst!“ Mary legte den Kopf an Jos Schulter und weinte.

„Ich weiß, ich weiß. Aber wir schaffen das schon. Hier sind wir sicher.“ Josephine log und Gott hasste Lügner, aber was machte das schon für einen Unterschied?

In all ihren zweiundzwanzig Jahren hatte Jo versucht, gut zu sein und zu tun, was in der Bibel stand, aber Gott hatte sich nicht um sie gekümmert. Und er hatte auch kein einziges ihrer Gebete während dieser endlosen Kriegsjahre erhört. Sie hatte ihn gebeten, ihre beiden Brüder zu beschützen, als sie in die Schlacht gezogen waren, aber Samuel war getötet worden und von Daniel hatte seit Wochen niemand mehr etwas gehört. Sie hatte Gott angefleht, auf Daddy aufzupassen, nachdem die Reserveeinheit ihn zum Wehrdienst eingezogen hatte, aber er war letzten Winter an einer Lungenentzündung gestorben. Josephine hatte den Allmächtigen inständig gebeten, auf sie und Mary und ihre Mutter achtzugeben, die drei Frauen, die auf ihrer großen Plantage ganz allein zurückgeblieben waren, mit einer Übermacht an Sklaven. Als Antwort hatte er eine Flut Yankees über das Land geschickt, sodass ihre Familie gezwungen gewesen war, hier in Richmond Zuflucht zu suchen. Sie wusste nicht, ob sie die White Oak Plantage jemals wiedersehen würde.

In den Monaten, die sie nun schon hier bei Tante Olivia lebten, in beengter Gemeinschaft mit anderen geflohenen Verwandten, hatte Josephine inständig für ihr tägliches Brot und die Erlösung vom Übel gebetet, aber Hunger und Angst hatten gleichzeitig in diesem Haus in Church Hill Einzug gehalten. Der Morgen war nicht angebrochen; der Albtraum wollte kein Ende nehmen. Und deshalb hatte Josephine gestern Morgen in der Kirche beschlossen, dass Beten Zeitverschwendung war. Der Allmächtige tat sowieso, was er wollte, ungeachtet ihrer Bitten. Sie würde nicht um Schutz vor dem Feuer oder vor dem sich ausbreitenden Chaos angesichts der bevorstehenden Yankeeinvasion bitten. Wenn einem unzählige Male der Stuhl unter dem Allerwertesten weggezogen worden war, versuchte man nicht mehr, sich hinzusetzen.

„Hast du keine Angst, Jo?“ , fragte Mary.

„Nein.“ Es kam ihr so vor, als wären alle Gefühle aus ihr herausgequetscht worden, auch die Angst. So oder so würden die Unsicherheit und der Kummer irgendwann enden, entweder durch Tod oder durch Befreiung. Jo war das Ende inzwischen gleichgültig. Sie wünschte sich nur noch, dass es bald kommen würde.

Sie hörte Schritte, und als sie sich umdrehte, sah sie ihre Mutter Eugenia in die Tür zum Schlafzimmer treten. Mary sah sie auch und rannte in ihre Arme. „Gibt es irgendwelche Neuigkeiten?“, fragte Mary. Josephine fürchtete sich vor der Antwort ihrer Mutter.

„Der Colonel war so freundlich und hat uns kurz Bescheid gesagt, bevor er abreist ist. Er sagte, wir sollen uns keine Sorgen machen, der Rauch komme von den Feuern vor dem Capitol. Die Regierung packt nur die wichtigsten Dokumente zusammen und verbrennt den Rest. Wahrscheinlich werden sie auch den Tabak und die Baumwolle verbrennen, die in den Hallen der Stadt gelagert sind, damit die Yankees nicht davon profitieren.“

Jo betrachtete das schöne Gesicht ihrer Mutter, das sonst so heiter und gelassen aussah, und erkannte an der steilen Falte zwischen ihren dunklen Augenbrauen, dass es noch mehr schlechte Nachrichten gab. „Was hat der Colonel noch gesagt? Plündern die Leute immer noch die ganzen Geschäfte?“

Mutter zögerte und sagte dann: „Ja. Er hat uns gewarnt, dass wir uns nicht in die Einkaufsstraßen begeben sollten, und deshalb ... Ich will euch nicht beunruhigen, Mädchen, aber ich glaube, wir sollten besser packen, für alle Fälle.“

„Gehen wir mit jemand anderem zusammen weg?“, fragte Mary.

„Noch nicht“, sagte Mutter und strich über Marys dunkle Haare. Josephine erinnerte sich an die tröstende Geste aus der Zeit, als sie noch ein Kind gewesen war und auf dem Schoß ihrer Mutter gesessen hatte, sicher in ihren Armen. Aber jetzt war sie zu alt, um zu ihrer Mutter zu laufen, und für ihren Kummer gab es keinen Trost. Außerdem musste Mutter mit ihrer eigenen Trauer fertig werden. „Wir warten noch eine Weile hier“, sagte Mutter, „aber ich finde, wir sollten zum Aufbruch bereit sein, wenn es sein muss.“

„Nehmen wir alles mit?“, fragte Jo. Sie betrachtete die Koffer und Kisten mit ihrem Hab und Gut, die in ihrem winzigen Schlafzimmer gestapelt waren. Der Krieg hatte so an ihrem Leben gerüttelt, wie Wind

und Frost die Blätter von den Bäumen rissen. Ihr früher üppiges Leben ließ sich inzwischen auf diesen einen Raum beschränken.

„Diesmal packen wir nur das ein, was wir unbedingt brauchen“, sagte Mutter. „Und nur, so viel wir tragen können. Den Rest überlassen wir Gottes Willen.“

Jo fragte sich, ob diese letzten wenigen Habseligkeiten den Krieg überstehen würden oder ob Gott ihnen auch das noch wegnehmen würde. Sie und Mutter hatten sich seit dem Tag, an dem ein konföderierter Captain und seine Handvoll berittener Männer zu ihrer etwa zwanzig Kilometer von Richmond entfernt liegenden Plantage gekommen waren, um sie vor dem näher rückenden Feind zu warnen, an diese Erinnerungen an ihr altes Leben geklammert.

„Es ist nicht sicher, länger hierzubleiben, Ma’am“, hatte er ihnen erklärt. Er hatte aus Respekt den Hut abgenommen, war aber nicht abgestiegen. Das Pferd hatte ungeduldig geschnaubt und sein Atem hatte in der kühlen Luft eine Wolke gebildet.

Für Jo war ein weiterer Verlust unvorstellbar gewesen, und das nur wenige Monate nach Daddys Tod. „Aber wir können doch nicht unser Haus verlassen!“, war es Jo entfahren. „Es ist alles, was wir noch haben!“

Mutter hatte stolz und stark dort gestanden, während sie die Nachricht verdaut hatte. Ihre innere Kraft schien aus dem gleichen Kleber zu sein, der das Universum zusammenhielt und die Sterne an ihrem Platz befestigte. Sie hatte Jos Hand genommen und sie gedrückt. „Was wird passieren, wenn wir beschließen, hierzubleiben?“, hatte Mutter den Captain gefragt.

„Der Feind könnte schon morgen hier sein, Ma’am, deshalb rate ich Ihnen dringend zu fliehen. Die Yankees sind Wilde ohne einen Funken Anstand oder Tugend.“ Er blickte zu den Sklaven der Familie hinüber, die ihre Arbeit unterbrochen hatten, um zuzuhören, und fügte hinzu: „Außerdem weiß keiner, was die Schwarzen tun werden, wenn die Yankees sie aufhetzen und ihnen Freiheit und all das versprechen.“

Jos Atem schien in ihrer Lunge zu gefrieren, während sie in der eisigen Luft darauf wartete, wie ihre Mutter sich entscheiden würde. Das Pferd des Captains tänzelte nervös und zog an den Zügeln, als wollte es am liebsten gleich davongaloppieren. „Unsere Soldaten patrouillieren so lange wie möglich die Straßen nach Richmond, Ma’am. Sie werden

Sie den ganzen Weg über beschützen. Aber wenn wir uns zurückziehen müssen, können wir nicht mehr für Ihre Sicherheit garantieren.“

„Danke, Captain.“ Mutter lächelte, immer noch die gefasste und schöne Herrin von White Oak. „Guten Tag und viel Glück Ihnen und Ihren Männern.“ Dann ging sie ins Haus und schloss die Tür. Den restlichen Vormittag über hatte sie ruhig Befehle erteilt, während Ida May und Lizzie und die anderen Haussklaven den Hausstand eingepackt und Bettdecken und Kleidung und ein paar Möbelstücke und Koffer voll mit Wertsachen in die Kutsche geladen hatten. Otis spannte das einzige ihnen verbliebene Pferd vor den überladenen Wagen und fuhr sie zu Tante Olivias Haus in Richmond, während die übrigen Sklaven allein auf der Plantage zurückblieben.

Die Stadt war voller Flüchtlinge gewesen und pulsierte vor Angst. Sie hatte wenig Ähnlichkeit mit dem Richmond, das Josephine vor dem Krieg besucht hatte, trotzdem hatte sie ihnen in den vergangenen Monaten Sicherheit und Zuflucht geboten. Aber jetzt nicht mehr.

Jo wandte sich vom Fenster ab und sah sich in dem überfüllten Zimmer um. Was sollte sie einpacken? Die Dinge, die ihr einmal wichtig erschienen waren – ihre Garnitur aus Bürste und Spiegel mit den Elfenbeingriffen, ihr Tagebuch, die Opalkette ihrer Großmutter –, spielten kaum noch eine Rolle. Dies waren Schätze für eine andere Zeit und einen anderen Ort, unnötiger Ballast im Kampf ums Überleben. Sie hatte mehrere Kleider mit nach Richmond genommen, aber das einzige, das sie jetzt brauchte, war das grüne Musselinkleid, in dessen Saum ihre Goldmünzen eingenäht waren. Sie knöpfte das Oberteil auf und schlüpfte in dieses Kleid. Ihre Mutter und ihre Schwester zogen sich ebenfalls um.

Josephine packte ein paar wichtige Toilettenartikel in einen Leinenbeutel und beschloss dann, auch die Fotografie ihres Vaters, Philip Weatherly, mitzunehmen. Sie schien das allerletzte Andenken an das Leben zu sein, das sie früher geführt hatte, und sie fürchtete, die Erinnerung an sein attraktives Gesicht ebenso zu verlieren, wie sie alles andere verloren hatte. Als sie fertig war, trug Josephine ihre Tasche nach unten und setzte sich mit dem Rest der Familie in den Salon, um zu warten. Tante Olivia und ihre drei Töchter hatten ebenfalls ihre Taschen gepackt, aber Großtante Hattie weigerte sich, auch nur einen einzigen Gegenstand einzupacken. „Ich bin ohne alles in diese Welt

gekommen“, bekräftigte sie, „und ich gehe davon aus, dass ich genauso gehen werde.“

Als sie alle fertig waren, war die Sonne untergegangen. Im Salon wurde es dunkel und kalt. Tante Olivia sorgte dafür, dass alle eine Steppdecke hatten, in die sie sich hüllen konnten. Brennstoffe waren rar geworden und jeder Zweig Feuerholz wurde zum Kochen benötigt. Das Lampenöl war ihnen schon vor langer Zeit ausgegangen, aber Tante Hattie holte eine Talgkerze hervor, die sie „für einen Augenblick wie diesen“ aufgehoben hatte, und schlug ihre Bibel auf, um ihnen allen vorzulesen: „Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht ...“

Josephine hörte nicht länger zu. Die anderen mochten in der Heiligen Schrift Trost finden – und Tante Hattie hatte mit Sicherheit genügend Glauben, um ganz alleine einen Berg zu versetzen –, aber Jo nicht. Sie war der Meinung, dass in der Bibel nichts als Märchen standen. Sie schloss die Augen und wünschte, Gott würde ihr Leben schnell beenden, wenn es das war, was er vorhatte. Während der Abend sich dahinzog, nickte sie ein.

Ein lautes Hämmern an der Haustür weckte sie. Tante Olivia ging selbst hin, um aufzumachen, da sie alle ihre Sklaven für die Nacht in ihre Unterkünfte hinter dem Haus geschickt hatte. Wortlos stand Josephine auf und folgte ihrer Tante. Der Nachbar von nebenan stand auf dem Treppenabsatz und drehte nervös den Hut in seiner Hand.

„Kommen Sie doch herein“, sagte Tante Olivia, als würde sie ein Dinner veranstalten und er wäre ein paar Minuten zu spät erschienen. Er schüttelte den Kopf.

„Ich habe die Kerze durch Ihr Fenster gesehen und wollte mich nur vergewissern, ob alles in Ordnung ist. Wie ich sehe, haben Sie beschlossen zu bleiben?“

„Ja. Meine Schwester Eugenia und ich haben entschieden, dass wir mitten in der Nacht hier zu Hause besser aufgehoben sind als irgendwo auf der Straße. Außerdem wüssten wir nicht, wohin wir gehen sollten. Dies ist mein Zuhause. Ich werde hierbleiben und es so gut ich kann verteidigen und das Risiko eingehen, dass die Yankees kommen.“

„Oh, sie werden ganz sicher kommen“, sagte er. „Aber sie sind nicht unser größtes Problem. Ich bin gerade in die Innenstadt von Rich-

mond gegangen und ...“ Er warf Josephine einen besorgten Blick zu, bevor er mit gesenkter Stimme fortfuhr: „Sie müssen im Haus bleiben und die Türen abschließen. Heute Nacht gibt es in Richmond weder Gesetz noch Ordnung und die Plünderungen sind aus dem Ruder gelaufen. Und das sind nicht die Yankees, sondern unsere eigenen Leute.“

„Glauben Sie, die Welle der Gewalt wird sich bis hier herauf nach Church Hill ausbreiten?“

„Niemand weiß, was geschehen wird, Mrs Greeley. Und das ist noch nicht alles ...“ Wieder warf er einen Blick zu Josephine hinüber, der ihr verriet, dass er in ihrer Gegenwart nicht mehr sagen würde.

„Sprechen Sie ruhig weiter“, sagte Josephine deshalb. „Sie werden mir keine Angst machen.“ Aber als er sprach, klang seine Stimme noch ein wenig leiser.

„Die Wachen beim Staatsgefängnis haben ihre Posten verlassen. Alle Gefangenen sind ausgebrochen.“

„Oh Gott, hilf uns“, hauchte Tante Olivia.

„Ich werde heute alle unsere Sklaven im Haus schlafen lassen. Je mehr Leute, desto besser, wissen Sie.“

„Danke, dass Sie mir Bescheid gesagt haben. Ich glaube, ich mache es auch so.“ Tante Olivia schloss und verriegelte die Tür wieder, dann ging sie in den Sklavenhof hinaus, um alle ins Haus zu befehlen. Wenige Minuten später hörte Jo, wie die Sklaven in der Küche im Keller unter ihnen rumorten.

„Du lässt doch die Sklaven nicht zu uns in den Salon, oder?“, fragte Tante Hattie, als Olivia mit den Neuigkeiten zurückkam.

„Natürlich nicht. Ich habe ihnen gesagt, sie sollen unten in der Küche bleiben und darauf achten, dass die Hintertür verriegelt ist.“

Mutter griff in den Beutel, den sie gepackt hatte, und zog eine kleine, mit Leder bezogene Schachtel heraus, die Josephine früher schon einmal in der Schreibtischschublade ihres Vaters gesehen hatte. Tante Olivia sah entsetzt drein, als Mutter die Schachtel öffnete und eine Pistole herausholte.

„Eugenia! Ist das Ding geladen?“

„Ja, das ist es“, erwiderte Mutter, während sie die Waffe in aller Ruhe betrachtete.

„Weißt du, wie man sie benutzt?“

„Natürlich. Und wenn ich muss, werde ich es auch tun. Ich schlage vor, du holst auch die Pistole, die dein Mann dir hinterlassen hat.“

„Aber ich ... Ich glaube nicht, dass ich ...“

„Du musst ja nicht damit schießen, Olivia. Schon wenn du sie auf jemanden richtest, ist das eine Abschreckung.“

Olivia ging in das Arbeitszimmer ihres Mannes und holte die Pistole samt der Munition. „Hier, Eugenia. Du musst sie für mich laden.“ Mutters Hände waren ganz ruhig, als sie die Waffe lud. Die beiden Frauen saßen mit den Pistolen auf dem Schoß da, während Tante Hattie im Kerzenlicht weiter aus der Bibel vorlas.

„Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht ...“

„Wir verlieren den Krieg, nicht wahr?“, sagte Josephine, als Hattie zwischen zwei Versen eine Pause machte. Alle starrten sie in der Dunkelheit an. „Die Armee von General Lee flieht und die Yankees werden Richmond erobern. Der Krieg ist vorbei und wir haben verloren.“

„Es gab früher auch Rückschläge“, erwiderte ihre Mutter. „Aber wir kämpfen für eine gerechte Sache. Virginia ist der Union freiwillig beigetreten und wir haben jedes Recht, sie zu verlassen. Das Recht ist auf unserer Seite.“

„Aber können wir nicht recht haben und trotzdem verlieren?“, fragte Josephine. Niemand antwortete ihr. „Glaubt ihr, Gott bestraft uns?“

„Nein! Wofür denn?“, sagte ihre Mutter. „Wir wollen doch nur in Frieden leben, wie wir es immer getan haben. Der Feind versucht uns zu erobern und zu Veränderungen zu zwingen, aber ich war in Philadelphia und habe gesehen, wie sie im Norden leben – und glaub mir, das Leben dort ist unserem deutlich unterlegen.“

„Inwiefern ist es denn anders?“, wollte Josephine wissen. „Ich weiß, dass sie keine Sklaven haben, aber –“

„Sie denken nur ans Geld. Sie kritisieren uns vielleicht dafür, wie wir unsere Sklaven behandeln, aber die Einwanderer behandeln sie viel schlimmer. Wenigstens versorgen wir unsere Arbeiter mit Essen und Unterkunft. Im Norden schert es niemanden, ob diese armen Fremden auf der Straße verhungern. Der Norden hat nichts von der Großherzigkeit unseres Lebensstils und sie beten den allmächtigen Dollar an. Für uns sind die wichtigsten Dinge unsere Familien und unser Land und unsere Traditionen.“

„Aber wenn wir den Krieg verlieren –“, begann Josephine.

„Ob wir gewinnen oder verlieren“, unterbrach Tante Hattie, „wir müssen lernen zu beten, wie Jesus es in seiner dunkelsten Stunde getan hat: ‚Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.‘“

„Wenn der Krieg wirklich zu Ende ist, hört wenigstens das Töten auf“, murmelte Tante Olivia. „Wir haben schon so viele unserer Lieben verloren.“ Ihre Pistole lag schlaff auf ihrem Schoß; Jos Mutter hielt ihre fest umklammert.

„Wenn General Lee sich ergeben muss“, sagte Mutter, „dann nur deshalb, weil sie zahlreicher sind, und nicht, weil sie besser gekämpft haben als wir.“

„Ich wünschte nur, wir wüssten, was als Nächstes geschieht“, sagte Tante Olivia, „und wann das alles ein Ende hat.“

„Ich wünschte, wir müssten nicht immerzu Angst haben“, fügte Mary hinzu. Sie kaute schon wieder an ihren Fingernägeln. Josephine streckte den Arm aus, nahm die Hand ihrer Schwester und umschloss sie. Einen Augenblick später löschte Tante Hattie die Kerze und der Raum lag in völliger Dunkelheit. Eine von Josephines Cousinen begann zu weinen.

„Stellt euch vor, wie dunkel es den Jüngern Jesu nach Golgatha erschienen sein muss“, sagte Hattie. „Ihr Messias war tot. Alle Hoffnung war verloren. Aber dann kam die Auferstehung am Ostersonntag, nicht nur für Christus, sondern für uns alle. Der Allmächtige hat uns bis heute bewahrt, und wir können ihm auch vertrauen, was den morgigen Tag betrifft.“

Und was ist, wenn der morgige Tag noch schlimmer ist?, hätte Josephine am liebsten gefragt, aber sie behielt ihre Gedanken für sich. Tante Hattie fing an, Choräle zu singen, aber Jo stimmte nicht mit ein. Diese Nacht kam ihr wie die längste ihres Lebens vor, während sie dort saß und auf die Morgendämmerung wartete. Erschöpft lehnte Josephine sich schließlich an ihre Schwester und nickte ein.

Eine gigantische Explosion riss sie aus dem Schlaf. Der Knall erschütterte das ganze Haus und ließ die Fensterscheiben erzittern. Mary sprang vom Sofa und lief in die Arme ihrer Mutter, Josephines Cousinen schluchzten und jammerten und unten in der Küche schrien Sklaven auf.

„Die Yankees bombardieren uns!“, sagte Tante Olivia. „Ihre Kanonenboote müssen den James River hinaufgekommen sein.“

Es folgten weitere Explosionen, eine nach der anderen, wie hundert Kanonenschläge, bis die ganze Erde zu beben schien. Josephine rannte nach oben, um aus dem Fenster zu sehen, von dem aus man den besten Blick auf die Stadt hatte, und sah Flammen in den Himmel lecken unter Wolken aus dickem, dunklem Rauch. Das war kein Lagerfeuer wie gestern. Die Stadt brannte. Sie stolperte die Treppe hinunter, um es den anderen zu erzählen. „E-es sieht so aus, als stünde die ganze Stadt in Flammen.“ Alle starrten sie an, stumm vor Entsetzen.

Tante Hattie ergriff als Erste das Wort. „In der Bibel steht, am Ende der Zeiten ,werden die Himmel zergehen mit großem Krachen; die Elemente aber werden vor Hitze schmelzen.““

Hör auf!, hätte Jo am liebsten geschrien. *Hör einfach auf! Du hast gesagt, der morgige Tag würde besser, aber das ist er nicht!* Ihre Schwester und ihre Cousinen konnten nicht aufhören zu weinen und Jo hatte den Eindruck, dass das Ende der Welt tatsächlich gekommen war. Sie konnten nichts anderes tun, als darauf zu warten. Tante Hattie versuchte, alle zum Gebet zu versammeln, aber Jo wollte nichts damit zu tun haben. „Ich halte Ausschau, für den Fall, dass das Feuer sich in diese Richtung ausbreitet“, sagte sie. Dann stieg sie allein wieder die Treppe hinauf.

Josephine hatte keine Ahnung, wie viel Zeit inzwischen vergangen war, aber schließlich ging die Sonne auf und der Himmel wurde heller. Zwischen den Häusern und Bäumen hindurch konnte sie ein kleines Stück der Franklin Street sehen, auf der eine sich bewegende dunkelblaue Mauer den Hügel hinunter in Richtung Innenstadt marschierte, geradewegs auf die Flammen zu. Die Wagenräder und die marschierenden Füße dröhnten wie Donnerschläge. Der Feind war eingetroffen.

Wenn Gott gut war und wenn er Josephine und ihre Familie liebte, wie hatte das dann geschehen können? Sie hatte gebetet! Das hatten sie alle getan. Sie vergrub das Gesicht in ihren Händen und weinte, nicht um ihre verlorene Nation, sondern um ihren verlorenen Glauben.

Eine weitere Stunde oder noch mehr verstrich und die Sicht wurde aufgrund des Rauches immer schlechter. Josephine trocknete ihre Tränen und ging nach unten, um sich wieder zu den anderen zu gesellen. Kurz darauf erschien erneut der Nachbar an der Tür. Diesmal führte Tante Olivia ihn herein, damit alle die Nachrichten hören konnten.

„Die Yankees sind hier“, sagte er leise. „Richmond hat sich ergeben.“

Die Explosionen, die wir vor Tagesanbruch gehört haben, waren unsere eigenen Kanonenboote, die *Virginia*, die *Beaufort* und die *Richmond*. Wir haben sie im Hafen in die Luft gejagt, damit die Yankees sie nicht bekommen.“

„Es sieht so aus, als stünde die Stadt in Flammen“, sagte Josephine.

„Ja, das Industriegebiet brennt und unsere Feuerwehr und Polizeikräfte sind nirgends zu sehen. Aber die Yankees bemühen sich, die Flammen zu löschen. Church Hill müsste in Sicherheit sein.“

„Wie konnte das passieren?“, fragte Tante Olivia. Niemand antwortete.

„Wenigstens haben wir das Schlimmste hinter uns“, sagte Tante Hattie. Sie war die Einzige, die nicht geweint hatte. „Von jetzt an werden wir allem, was geschieht, mit Gottvertrauen entgegensehen.“

Jo wollte nichts mehr davon hören. Sie ging in ihr Zimmer zurück, mit einem Glauben an Gott, der ebenso in Stücke gerissen worden war wie die konföderierten Kanonenboote. Warum sollte sie beten, wenn Gott doch nicht zuhörte? Außerdem wäre ihr einziges Gebet gewesen, dass die konföderierte Armee sich ergab und der Krieg endlich aufhörte – und wenn sie das laut sagte, würde ihre Familie sie als Verräterin bezeichnen. Aber warum weiterkämpfen? Warum diesen Albtraum verlängern?

Josephine öffnete ihr Tagebuch, klappte es aber gleich wieder zu. Es enthielt ihre Vergangenheit, aber von ihrem alten Leben war nichts mehr übrig. Alles, was sie in den vergangenen zweiundzwanzig Jahren gelernt hatte, würde revidiert werden müssen. Nicht nur zurückgeschnitten und gesäubert, wie die Sklaven zu Hause die Büsche schnitten und das Unkraut jäteten, sondern ausgegraben und mitsamt Wurzeln herausgerissen, damit dort etwas ganz Neues gepflanzt werden konnte.

Jo glaubte immer noch an Gott; nur ein Narr konnte die Existenz eines Schöpfers leugnen. Aber sie glaubte nicht mehr an das Beten oder an einen Gott, der sich um ihr Leiden kümmerte. Es war Zeit, ihren Kinderglauben an einen Gott zu begraben, der ihr liebender Vater war und auf sie aufpasste und tat, was das Beste für sie war.

Was sie betraf, war Gott genauso fern und unerreichbar wie ihr eigener geliebter Vater.